

JOAN DIDION

SLOUCHING
TOWARDS
BETHLEHEM

„JOAN DIDION WIRFT MESSER. IHRE SÄTZE
ZISCHEN DURCH DIE LUFT UND BOHREN
SICH, FÜR IMMER, TIEF UNTER DIE HAUT.“
ANTJE RÁVIK STRUBEL

Joan Didion

Slouching Towards Bethlehem

Joan Didion

Slouching Towards Bethlehem

Aus dem Amerikanischen übersetzt
von Antje Rávik Strubel

Ullstein

Für Quintana

Inhalt

Vorwort 11

1 LEBEN IM GOLDENEN LAND

- Sie träumen einen Goldenen Traum 19
- John Wayne: Ein Liebeslied 57
- Wo die Küsse niemals enden 76
- Genosse Laski, C.P.U.S.A. (M.-L.) 103
- 7000 Romaine, Los Angeles 38 111
- Kalifornische Träume 120
- Absurdes Heiraten 129
- Slouching Towards Bethlehem 136

2 PERSÖNLICHES

- Vom Sinn, ein Notizbuch zu besitzen 201
- Über Selbstachtung 217
- Mir will dieses Monster nicht aus dem Kopf 228
- Über Moral 241
- Vom Nachhausekommen 252

3 SIEBEN INNENWELTEN

- Notizen einer Tochter des Landes 261
Brief aus dem Paradies,
 $21^{\circ} 19' N$ $157^{\circ} 52' W$ 286
Fels der Zeit 313
Die Küste der Verzweiflung 320
Guaymas, Sonora 327
Notizen aus Los Angeles 331
Das Spiel ist aus 343

Dank 364

The Second Coming

Turning and turning in the widening gyre
The falcon cannot hear the falconer;
Things fall apart; the centre cannot hold;
Mere anarchy is loosed upon the world,
The blood-dimmed tide is loosed, and everywhere
The ceremony of innocence is drowned;
The best lack all conviction, while the worst
Are full of passionate intensity.

Surely some revelation is at hand;
Surely the Second Coming is at hand.
The Second Coming! Hardly are those words out
When a vast image out of *Spiritus Mundi*
Troubles my sight: somewhere in sands of the desert
A shape with lion body and the head of a man,
A gaze blank and pitiless as the sun,
Is moving its slow thighs, while all about it
Reel shadows of the indignant desert birds.
The darkness drops again; but now I know
That twenty centuries of stony sleep
Were vexed to nightmare by a rocking cradle,
And what rough beast, its hour come round at last,
Slouches towards Bethlehem to be born?

William Butler Yeats

Das Zweite Kommen

Drehend und drehend im sich weitenden Kreisel
Kann der Falke den Falkner nicht hören;
Alles zerfällt; die Mitte hält es nicht.
Ein Chaos, losgelassen auf die Welt,
Die Flut, blutrüb, ist los, und überall
Ertränkt der Unschuld feierlicher Brauch;
Die Besten zweifeln bloß, derweil das Pack
Voll leidenschaftlichem Erleben ist.

Sicher steht eine Offenbarung an;
Sicher steht jetzt das Zweite Kommen an.
Das Zweite Kommen! Kaum daß das gesagt ist,
Verwirrt ein Riesenbild vom *Spiritus Mundi*
Mein Auge: Irgendwo im Sand einer Wüste
Regt ein Geschöpf mit Löwenleib und Kopf vom Menschen,
Sein Blick so starr und mitleidlos wie die Sonne,
Langsam die Glieder, während rings die Schatten
Der ungehaltenen Wüstenvögel wirbeln.
Dann wieder Dunkelheit; doch weiß ich jetzt,
Zweitausend Jahre schliefen wie ein Stein,
Weil eine Wiege sie zum Albtraum zwang,
Bloß welches derbe Tier, ist reif die Zeit erst,
Schlurft bethlehemwärts, um zur Welt zu kommen?

William Butler Yeats
Deutsch von Mirko Bonné

Vorwort

Dieses Buch heißt *Slouching Towards Bethlehem*, weil einige Zeilen aus dem Yeats-Gedicht, das vorn steht, seit mehreren Jahren in meinem Innenohr widerhallen, als wären sie dort chirurgisch eingepflanzt worden. Der sich ausbreitende Wirbelsturm, der Falke, der den Falkner nicht hört, der Blick leer und erbarmungslos wie die Sonne; das waren meine Bezugspunkte, die einzigen Bilder, vor denen vieles von dem, was ich sah, hörte und dachte, überhaupt irgendein Muster zu ergeben schien.

»Slouching Towards Bethlehem« ist auch der Titel eines Essays in diesem Buch, und dieser Essay, der aus einer Zeit stammt, die ich im Haight-Ashbury-Viertel von San Francisco verbrachte, war für mich der, den ich am dringlichsten schreiben wollte, und der, der mich als einziger mutlos machte, nachdem er veröffentlicht worden war. Es war das erste Mal,

dass ich mich unmittelbar und ausdrücklich mit den Anzeichen einer Atomisierung der Gesellschaft beschäftigt hatte, mit den Beweisen, dass die Dinge auseinanderfielen: Ich ging nach San Francisco, weil ich mehrere Monate nicht in der Lage gewesen war zu arbeiten, weil mich die Überzeugung gelähmt hatte, dass Schreiben irrelevant war, dass es die Welt, wie ich sie verstanden hatte, nicht mehr gab. Um überhaupt wieder arbeiten zu können, musste ich mich mit dem Zerfall auseinandersetzen. Deshalb war dieser Essay für mich wichtig. Und nachdem er gedruckt war, sah ich, dass es mir nicht gelungen war, mich vielen der Menschen, die den Essay gelesen und ihn sogar gemocht hatten, verständlich zu machen, obwohl ich die Dinge doch unmittelbar und ausdrücklich gesagt zu haben glaubte. Es war mir nicht gelungen, ihnen klarzumachen, dass ich über etwas Grundsätzlicheres sprach als über eine Handvoll Kinder, die Mandalas auf ihrer Stirn trugen.

Discjockeys riefen bei mir zu Hause an und wollten (im Radio) über »den Abschaum« in Haight-Ashbury reden, und Bekannte gratulierten mir, dass ich den Artikel »gerade noch rechtzeitig« veröffentlicht hatte, weil »diese Spinnerei doch jetzt vorbei sei, fini, kaputt«. Vermutlich plagt alle, die schreiben, hin und wieder der Verdacht, dass da draußen nie-

mand zuhört, aber damals schien es mir (vielleicht weil der Artikel für mich so wichtig war), als hätte ich noch nie Rückmeldungen bekommen, die so gründlich danebenlagen.

Fast alle Essays dieses Buchs wurden zwischen 1965 und 1967 für Zeitschriften geschrieben und meistens waren sie, um diese Frage gleich zu Beginn aus dem Weg zu räumen, »meine Idee«. Ich wurde gebeten, ins Carmel Valley zu fahren und über das Institut von Joan Baez zu berichten; ich wurde gebeten, nach Hawaii zu fliegen; ich glaube, man bat mich, über John Wayne zu schreiben; und um die kurzen Essays »Über Moral« und »Über Selbstachtung« baten mich *The American Scholar* und *Vogue*. Dreizehn der zwanzig Texte erschienen in *The Saturday Evening Post*. Häufig schreiben mir Leute aus Orten wie Toronto und wollen wissen (verlangen zu wissen), wie ich es mit meinem Gewissen vereinbaren könne, für eine konservative Wochenzeitschrift wie *The Saturday Evening Post* zu schreiben; die Antwort ist ganz einfach. Die *Post* ist offen für das, was die Autorinnen und Autoren wollen, sie zahlt ihnen genug, damit sie es auch gut machen können, und achtet peinlich genau darauf, das Manuskript nicht zu verändern. Ich gebe für die *Post* hin und wieder eine Feinheit im Tonfall auf, halte das aber nicht für

ein Verbiegen. Natürlich handeln nicht alle Texte in diesem Buch vom allgemeinen Zerfall, von Dingen, die auseinanderbrechen; das wäre ein großer und anmaßender Anspruch, viele der Texte sind klein und persönlich. Aber da ich weder das Auge einer Kamera bin noch dazu neige, Texte zu schreiben, die mich nicht interessieren, spiegelt, was immer ich schreibe, – manchmal ohne mein Zutun – doch meine Befindlichkeit wider.

Ich weiß nicht, was ich Ihnen sonst noch zu diesen Texten sagen könnte. Vielleicht, dass ich einige lieber mochte als andere, aber alle schwierig zu schreiben waren und mehr Zeit kosteten, als sie es vielleicht wert waren; dass ich beim Schreiben eines Textes immer an einen Punkt komme, wo ich in einem Zimmer sitze, das mit falschen Anfängen buchstäblich tapeziert ist, kein Wort mehr vor das nächste setzen kann und mir einbilde, ich hätte einen leichten Schlaganfall erlitten, der mich scheinbar unbeschädigt, aber in Wirklichkeit mit Aphasie zurückgelassen hat. Als ich »Slouching Towards Bethlehem« schrieb, war ich krank wie nie zuvor; der Schmerz hielt mich nachts wach, und so trank ich zwanzig, einundzwanzig Stunden hintereinander Gin mit heißem Wasser, um den Schmerz

zu betäuben, und nahm Dexedrin, um den Gin zu betäuben, und schrieb. (Ich würde Sie gern glauben machen, dass meine Arbeit auf echter Professionalität beruhte, um die Abgabetermine einzuhalten, aber das entspräche nicht ganz der Wahrheit; es war auch eine unruhige Zeit, und die Arbeit wirkte auf die Unruhe wie der Gin auf den Schmerz.) Was gibt es sonst noch zu sagen? Ich bin nicht gut darin, Leute zu interviewen. Ich vermeide Situationen, in denen ich mit PR-Agenten reden müsste. (Das schließt Artikel über Schauspieler schon von vornherein aus, was mir durchaus entgegenkommt.) Ich führe nicht gern Telefonate und möchte nicht wissen, wie oft ich morgens auf dem Bett irgendeines Best Western Hotels saß und versuchte, mich dazu zu bringen, endlich den stellvertretenden Bezirksstaatsanwalt anzurufen. Mein einziger Vorteil als Journalistin besteht darin, dass ich von so kleiner Statur bin, so unscheinbar und auf so neurotische Weise um Worte verlegen, dass die Leute anfangen zu vergessen, dass meine Anwesenheit ihren Interessen schaden könnte. Und sie schadet immer. Denn eines sollte man niemals vergessen: *Schriftsteller liefern immer jemanden ans Messer.*

1 **LEBEN IM
GOLDENEN LAND**

Sie träumen einen Goldenen Traum

Diese Geschichte handelt von Liebe und Tod im Goldenen Land und beginnt im Ländlichen. Das San Bernardino Valley liegt nur eine Stunde östlich von Los Angeles am San Bernardino Freeway, ist aber in gewisser Weise ein fremder Ort: nicht das küstennahe Kalifornien der subtropischen Sonnenuntergänge und der milden Westwinde am Pazifik, sondern ein raueres Kalifornien, wo die Mojave-Wüste hinter den Bergen lauert, verwüstet vom heißen trockenen Santa-Ana-Wind, der mit hundertsechzig Stundenkilometern die Pässe hinabfegt, durch die Windschutzpflanzungen des Eukalyptus heult und an den Nerven zerrt. Der Oktober ist der Monat mit dem schlimmsten Wind, der Monat, in dem das Atmen schwerfällt und die Hügel sich selbst in Brand setzen. Seit April hat es nicht mehr geregnet. Jede Stimme wird zum Schrei. Es ist die Zeit der Suizide

und Scheidungen und des prickelnden Grauens, wo auch immer der Wind weht.

Die Mormonen besiedelten einst dies unheilvolle Land und dann verließen sie es, aber als sie weggingen, war der erste Orangenbaum gepflanzt und in den nächsten Hundert Jahren lockte das San Bernardino Valley einen Menschenschlag an, der davon träumte, inmitten der Zauberfrüchte zu leben und in der trockenen Luft zu gedeihen, Menschen, die, was das Bauen, Kochen und Beten betraf, die Gepflogenheiten des Mittleren Westens mitbrachten und versuchten, sie diesem Landstrich einzupflanzen. Das ging auf merkwürdige Art und Weise vor sich. Dies hier ist das Kalifornien, in dem man leben und sterben kann, ohne jemals eine Artischocke gegessen zu haben, ohne je einem Katholiken oder Juden begegnet zu sein. Dies ist das Kalifornien, in dem es leicht ist, ein Bibeltelefon anzurufen, aber schwer, ein Buch zu kaufen. Dies ist das Land, in dem sich der Glaube an die wortgetreue Auslegung der Schöpfungsgeschichte unmerklich in den Glauben an die wortwörtliche Auslegung der Klausel *Doppelte Abfindung* verwandelt hat, das Land der toupierten Haare, der Caprihosen und der Mädchen, für die das große Versprechen des Lebens auf ein weißes Hochzeitskleid mit langem Schleier und die Geburt

einer Kimberly oder Sherry oder Debbi hinausläuft, auf eine Scheidung in Tijuana und die Rückkehr an die Friseurschule. »Wir waren einfach nur verrückte Kinder«, sagen sie ohne Bedauern und schauen in die Zukunft. Die Zukunft sieht immer gut aus im Goldenen Land, weil sich niemand an die Vergangenheit erinnert. Dies ist das Land, in dem ein heißer Wind weht und die alten Gepflogenheiten irrelevant erscheinen, wo die Scheidungsrate doppelt so hoch ist wie im US-amerikanischen Durchschnitt und wo einer von achtunddreißig Menschen in einem Trailer wohnt. Hier ist die Endstation für all diejenigen, die von woanders hergekommen sind, für alle die, die es aus der Kälte, der Vergangenheit und den alten Gepflogenheiten vertrieben hat. Hier versuchen sie, ein neues Leben zu finden, und nach diesem neuen Leben suchen sie einzig dort, wo sie zu suchen gelernt haben: in Filmen und Zeitungen. Im Fall von Lucille Marie Maxwell Miller hat die Boulevardpresse diesem Lebensstil ein Denkmal gesetzt.

Stellen Sie sich zunächst die Banyan Street vor, denn in der Banyan ist es passiert. In die Banyan Street gelangt man, wenn man über den Foothill Boulevard in westlicher Richtung aus San Bernardino auf die Route 66 hinausfährt: am Santa-Fe-

Rangierbahnhof und am Forty Winks Motel vorbei. Das Motel hinter sich lassend, das aus neunzehn gipsverputzten Tipis besteht: »SCHLAFEN SIE IN EINEM WIGWAM – ERHALTEN SIE MEHR FÜR IHR WAMPUM.« An Fontana Drag City und der Fontana-Kirche der Nazarener und am Boxenstopp A Go-Go vorbei, an Kaiser Steel vorbei, durch Cucamonga in Richtung der Restaurant-Bar Kapu Kai und einigen Cafés, wo sich die Route 66 und die Carnelian Avenue kreuzen. Vom Kapu Kai geradeaus über die Carnelian Avenue, eine Trabantenstadt namens »Forbidden Seas«, deren Flaggen im rauen Wind knattern. »VIERTAUSEND QUADRATMETER-RANCHES! SNACKBARS! TRAVETIN-EINTRÄGE! \$95 ANZAHLUNG.« Das sind die Spuren fehlgeschlagener Vorhaben, das Strandgut des Neuen Kaliforniens. Aber nach einer Weile werden die Schilder auf der Carnelian Avenue weniger, und die Häuser sind nicht länger in den hellen Pastellfarben der Springtime-Hausbesitzer gestrichen, sondern werden zu den ausgebliebenen Bungalows von Menschen, die hier draußen ein paar Weinreben anbauen und sich ein paar Hühner halten, und dann steigt der Hügel stärker an, und die Straße windet sich hinauf, und auch die Bungalows werden weniger, und hier – verwahrlost, schlecht

geteert, von Eukalyptusbäumen und Zitronenhainen gesäumt – liegt Banyan Street.

Wie so vieles in diesem Land hat auch die Banyan Street etwas Seltsames und Unnatürliches an sich. Die Zitronenhaine liegen tiefer, unterhalb einer ein- bis anderthalb Meter hohen Böschungsmauer, sodass man direkt in ihr dichtes Blattwerk schaut, zu üppig, zu glänzend, das Grün eines Albtraums; die abgefallene Rinde des Eukalyptus ist zu staubig, ein Brutort für Schlangen. Die Steine sehen nicht aus wie natürliche Steine, sondern wie die Trümmer eines längst vergessenen Aufruhrs. Es gibt Kohlenpfannen und eine verschlossene Zisterne. Auf der einen Seite der Banyan Street befindet sich das flache Tal, und auf der anderen Seite liegen die San Bernardino Mountains, ein dunkles Massiv, das sich zu hoch auftürmt, zwei, zweieinhalb, dreitausend Meter hoch, direkt über den Zitronenhainen. Um Mitternacht leuchtet auf der Banyan Street kein einziges Licht, und außer dem Wind im Eukalyptus und gedämpftem Hundegebell gibt es kein Geräusch. Vielleicht ist irgendwo ein Zwinger oder die Hunde sind Kojoten.

Lucille Miller fuhr in der Nacht des 7. Oktober 1964 vom rund um die Uhr geöffneten Mayfair Market die Banyan Street entlang nach Hause, eine

Nacht, in der der Mond dunkel war und der Wind wehte und sie keine Milch mehr hatte, und es war etwa 00:30 Uhr, als ihr Volkswagen, Jahrgang 1964, plötzlich auf der Banyan Street zum Stehen kam, Feuer fing und zu brennen begann. Eine Stunde und fünfzehn Minuten lang lief Lucille Miller die Banyan Street auf und ab und rief um Hilfe, aber kein Auto fuhr vorbei, und keine Hilfe kam. Um drei Uhr an diesem Morgen, als das Feuer gelöscht war und die Beamten der kalifornischen Highway Patrol ihre Berichte verfassten, schluchzte Lucille Miller noch immer und redete zusammenhanglos, denn ihr Mann hatte im Volkswagen geschlafen. »Was soll ich bloß den Kindern sagen, wenn nichts übrig ist, nichts im Sarg«, sagte sie weinend zu der Freundin, die angerufen worden war, um ihr beizustehen. »Wie soll ich ihnen sagen, dass nichts übrig ist?«

Genau genommen war etwas übrig, und eine Woche später lag das, was übrig war, in der Draper-Aussegnungshalle in einem geschlossenen Bronzesarg, der mit rosafarbenen Nelken bedeckt war. Etwa zweihundert Trauergäste hörten Elder Robert E. Denton von der Seventh-Day Adventist Church of Ontario über die »Laune des Zorns, die unter uns ausgebrochen ist« sprechen. Für Gordon Miller, sag-

te er, würde es »keinen Tod, keinen Kummer, keine Missverständnisse mehr geben«. Elder Ansel Bristol sprach das »eigenartige« Leid der Stunde an. Elder Fred Jensen fragte: »Was nützt es dem Menschen, die ganze Welt zu gewinnen, wenn er seine eigene Seele verliert?« Es regnete leicht, ein Segen während der Trockenperiode, und eine Sängerin sang »Selig in Jesu Armen«. Der Gottesdienst wurde für die Frau des Verstorbenen auf Tonband aufgenommen, die wegen vorsätzlichen Mordes ohne Freilassung auf Kaution im San-Bernardino-County-Gefängnis saß.

Natürlich kam sie von woanders, kam aus der Prärie auf der Suche nach etwas, das sie in einem Film gesehen oder im Radio gehört hatte, denn dies ist eine Geschichte über Südkalifornien. Sie wurde am 17. Januar 1930 in Winnipeg, Manitoba, geboren, als einziges Kind von Gordon und Lily Maxwell, beide unterrichteten an einer Schule und beide gehörten sie der Kirche der Siebenten-Tags-Adventisten an, deren Mitglieder den Sabbat am Samstag einhalten, an eine apokalyptische Wiederkunft des Herrn glauben, einen starken Hang zum Missionieren haben und, wenn sie strenggläubig sind, nicht rauhen, nicht trinken, kein Fleisch essen, weder Ma-

ke-up benutzen noch Schmuck tragen, auch keine Eheringe. Als Lucille Maxwell sich im Walla Walla College in College Place, Washington, einschrieb, die Schule der Adventisten, an der damals ihre Eltern unterrichteten, war sie eine von unauffälliger Schönheit und auffälliger Lebensfreude gekennzeichnete Achtzehnjährige. »Lucille wollte die Welt entdecken«, sagte ihr Vater rückblickend, »und ich nehme an, das hat sie getan.«

Die Lebensfreude schien für ein tiefergehendes Studium am Walla Walla College ungeeignet, und im Frühling 1949 lernte Lucille Maxwell Gordon (»Cork«) Miller kennen und heiratete ihn, einen vierundzwanzigjährigen Absolventen von Walla Walla und dem zahnmedizinischen Institut der Universität von Oregon, der als Sanitätsoffizier in Fort Lewis stationiert war. »Vielleicht könnte man es Liebe auf den ersten Blick nennen«, erinnert sich Mr Maxwell. »Bevor sie einander überhaupt offiziell vorgestellt wurden, schickte er Lucille anderthalb Dutzend Rosen mit einer Karte, auf der stand, dass er, selbst wenn sie nicht mit ihm ausgehen würde, hoffte, sie würde die Rosen hübsch finden.« Den Maxwells ist ihre Tochter als »strahlende« Braut im Gedächtnis geblieben.

Unglückliche Ehen ähneln einander so sehr, dass

wir über den Verlauf dieser Ehe hier nicht allzu viel wissen müssen. Auf Guam, wo Cork und Lucille Miller lebten, während er seinen Armeedienst ableistete, mag es Probleme gegeben haben oder auch nicht. In der kleinen Stadt in Oregon, wo er seine erste private Praxis eröffnete, mag es Probleme gegeben haben oder auch nicht. Mit ihrem Umzug nach Kalifornien schien eine gewisse Enttäuschung verbunden gewesen zu sein: Cork Miller hatte Freunden gesagt, er wolle Humanmediziner werden, er sei in seinem Zahnarztberuf unglücklich und habe vor, ans College of Medical Evangelists der Siebenten-Tags-Adventisten in Loma Linda zu gehen, einige Meilen südlich von San Bernardino gelegen. Statt dessen kaufte er eine Zahnarztpraxis im westlichen Teil von San Bernardino County, und die Familie ließ sich dort nieder, in einem bescheidenen Haus in einer der Straßen voller Dreiräder und umlaufender Kredite und Träume von größeren Häusern, von besseren Straßen. Das war 1957. Im Sommer 1964 hatten sie sich zu einem größeren Haus in einer besseren Straße hochgearbeitet und besaßen die übliche Ausstattung einer Familie auf dem Weg nach oben: die 30 000 Dollar im Jahr, die drei Kinder für die Weihnachtskarte, das Panoramafenster, das Familienzimmer, die Zeitungsfotos, die »Mrs Gordon

Miller, Ontario Heart Fund Chairman ...« zeigten. Sie zahlten den üblichen Preis dafür. Und sie waren in der üblichen Scheidungsphase angelangt.

Es mochte generell ein schlimmer Sommer gewesen sein, alle waren mitgenommen von der Hitze, den angespannten Nerven, von Migräne und Geldsorgen, aber ihr Sommer begann besonders zeitig und war besonders schlimm. Am 24. April starb Elaine Hayton, eine alte Freundin, ganz plötzlich; Lucille Miller hatte sie am Abend vorher noch getroffen. Im Mai lag Cork Miller für kurze Zeit wegen eines blutigen Geschwürs im Krankenhaus und seine übliche Zurückgezogenheit wuchs sich zu einer Depression aus. Er sagte seinem Buchhalter, er habe es »satt, offene Münder anzuschauen«, und drohte damit, sich zu töten. Am 8. Juli hatten die üblichen Streitereien wegen Liebe und Geld im neuen Haus auf dem Grundstück an der Bella Vista 8488 die übliche Sackgasse erreicht, und Lucille Miller reichte die Scheidung ein. Innerhalb eines Monats schienen sich die Millers allerdings wieder versöhnt zu haben. Sie gingen zu einem Eheberater. Sie sprachen über ein viertes Kind. Es schien, als wäre in der Ehe die allseits bekannte Waffenruhe eingetreten, der Punkt, an dem sich so viele damit abfinden, ihre Verluste zu zählen und ihre Hoffnungen aufzugeben.

Aber die schwierige Phase der Millers sollte nicht so einfach vorbeigehen. Der 7. Oktober begann wie ein ganz gewöhnlicher Tag, einer jener Tage, wegen deren Eintönigkeit, deren kleinen Frustrationen die Nerven zum Zerreißen gespannt sind. Die Temperatur in San Bernardino erreichte an jenem Nachmittag 39 Grad, und die Kinder der Millers waren wegen einer Lehrerfortbildung nicht in der Schule. Bügelwäsche war abzugeben. Ein Rezept für Phenobarbital abzuholen, man fuhr zu einem Waschsalon.

Am frühen Abend ein unangenehmer Unfall mit dem Volkswagen: Cork Miller überfuhr und tötete einen Deutschen Schäferhund und sagte hinterher, dass sich sein Kopf »zermatscht« angefühlt habe. Das sagte er oft. Bis zu diesem Abend hatte Cork Miller 63 479 Dollar Schulden gemacht, die Hypothek auf das neue Haus von 29 637 Dollar inbegriffen, ein Schuldenberg, der ihm erdrückend vorkam. Er war ein Mann, der seine Verantwortung mit Unbehagen trug und fast ständig über Migräne klagte.

Er aß an diesem Abend allein vor dem Fernseher im Wohnzimmer. Später schauten die Millers John Forsythe und Senta Berger in *See How They Run*, und als der Film gegen elf zu Ende war, schlug Cork Miller vor, Milch zu kaufen. Er wollte heiße Schokolade. Er nahm eine Decke und ein Kissen von der

Couch und setzte sich auf den Beifahrersitz des Volkswagens. Lucille Miller erinnert sich, dass sie über ihn hinweglangte, um die Tür zu verschließen, als sie rückwärts aus der Einfahrt fuhr. Als sie den Mayfair Market verließen und lange bevor sie in die Banyan Street gelangten, schien Cork Miller eingeschlafen zu sein.

Es herrschte ein gewisses Durcheinander in Lucille Millers Kopf in Bezug auf das, was zwischen 00:30 Uhr, als das Feuer ausbrach, und 01:50 Uhr, als es gemeldet wurde, passiert war. Sie sagt, sie sei mit etwa 56 Stundenkilometern auf der Banyan Street in östlicher Richtung gefahren, als sie merkte, dass der Volkswagen heftig nach rechts zog. Das Nächste, was sie wusste, war, dass das Auto am Abhang stand, ziemlich nah an der Kante der Böschungsmauer, und hinter ihr schlugten Flammen hoch. Sie erinnert sich nicht daran, ausgestiegen zu sein. Sie erinnert sich daran, einen Stein ausgehebelt zu haben, mit dem sie das Fenster auf der Beifahrerseite einschlug, und dann die Böschungsmauer auf der Suche nach einem Stock hinabgeklettert zu sein. »Ich weiß nicht, wie ich ihn da herausholen wollte«, sagte sie. »Ich dachte einfach, wenn ich einen Stock hätte, würde ich ihn rausbekommen.« Das schaffte sie nicht und nach einer Weile rannte sie zur Kreu-

zung von Banyan Street und Carnelian Avenue. An der Ecke stehen keine Häuser, und es herrschte fast kein Verkehr. Nachdem ein Auto vorbeigefahren war, ohne anzuhalten, rannte Lucille Miller die Banyan Street zurück zum brennenden Volkswagen. Sie hielt nicht an, wurde aber langsamer und in den Flammen konnte sie ihren Mann sehen. Er war, sagte sie, »völlig schwarz«.

Beim ersten Haus auf der Sapphire Avenue, einen knappen Kilometer vom Volkswagen entfernt, fand Lucille Miller schließlich Hilfe. Dort rief Mrs Robert Swenson den Sheriff an und dann rief sie, auf Lucille Millers Bitte hin, Harold Lance an, den Anwalt und guten Freund der Millers. Als Harold Lance eintraf, nahm er Lucille Miller mit nach Hause zu seiner Frau Joan. Zweimal kehrten Harold Lance und Lucille Miller in die Banyan Street zurück und redeten mit den Beamten der Highway Patrol. Ein drittes Mal kehrte Harold Lance allein zurück und als er wiederkam, sagte er zu Lucille Miller: »Okay ... du sagst jetzt nichts mehr.«

Als Lucille Miller am nächsten Nachmittag verhaftet wurde, war Sandy Slagle bei ihr. Sandy Slagle war die ernsthafte und loyale Medizinstudentin, die für die Millers auf die Kinder aufpasste und Teil der Familie war, seit sie 1959 die Highschool

abgeschlossen hatte. Die Millers hatten sie aus einer schwierigen häuslichen Situation herausgeholt, und sie betrachtet Lucille Miller nicht nur »mehr oder weniger als Mutter oder Schwester«, sondern als »das wunderbarste Wesen«, das ihr je begegnet ist. In der Nacht des Unfalls war Sandy Slagle in ihrem Studentenwohnheim an der Loma-Linda-Universität, aber Lucille Miller rief sie früh am Morgen an und bat sie, nach Hause zu kommen. Als Sandy Slagle ankam, war der Arzt da und gab Lucille Miller eine Phenobarbital-Spritze. »Sie weinte, als sie einschlief«, erinnert sich Sandy Slagle. »Wieder und wieder sagte sie: ›Sandy, all die Stunden, in denen ich versucht habe, ihn zu retten, und was machen sie jetzt mit *mir*?‹«

Um 13:30 Uhr an diesem Nachmittag trafen Wachtmeister William Paterson und die Kriminalbeamten Charles Callahan und Joseph Karr von der Zentralen Mordkommission in der Bella Vista 8488 ein. »Einer von ihnen tauchte an der Schlafzimmertür auf«, erinnert sich Sandy Slagle, »und sagte zu Lucille: ›Sie haben zehn Minuten, um sich anzuziehen, oder wir nehmen Sie so mit, wie Sie sind.‹ Sie hatte ihr Nachthemd an, wissen Sie, also half ich ihr beim Anziehen.«

Sandy Slagle erzählt die Geschichte jetzt wie aus-

wendig gelernt, und ihr Blick schwankt nicht. »Also zog ich ihr Unterhose und BH an, dann öffneten sie wieder die Tür, und ich steckte sie in eine Caprihose, wissen Sie, und gab ihr ein Tuch.« Sie senkt die Stimme. »Und dann nahmen sie sie einfach mit.«

Die Verhaftung fand gerade mal zwölf Stunden nach der ersten Meldung über den Unfall auf der Banyan Street statt, eine Schnelligkeit, die später den Anwalt von Lucille Miller dazu veranlassen würde zu sagen, dass der gesamte Prozess nur ein Versuch sei, eine überstürzte Verhaftung zu rechtfertigen. Was die Kriminalbeamten, die an jenem Morgen in der Dämmerung auf der Banyan Street eintrafen, veranlasste, dem Unfall mehr als nur eine routinemäßige Aufmerksamkeit zu widmen, waren einige sachliche Unstimmigkeiten. Während Lucille Miller gesagt hatte, dass sie etwa 56 Stundenkilometer gefahren war, als das Auto schlingernd zum Stehen kam, zeigte die Untersuchung des abgekühlten Volkswagens, dass ein niedriger Gang eingelegt und anstelle der Scheinwerfer das Standlicht eingeschaltet gewesen war. Außerdem schienen die Vorderräder nicht genau in der Position zu sein, die Lucille Millers Beschreibung des Unfalls entsprochen hätte, und das rechte Hinterrad war tief eingesunken, als hätte es auf der Stelle durchgedreht.

Auch kam es den Kriminalbeamten merkwürdig vor, dass ein plötzlicher Halt bei 56 Stundenkilometern – ein Ruck, der mutmaßlich dafür verantwortlich war, dass ein Benzinkanister auf dem Rücksitz umgefallen war und irgendwie das Feuer ausgelöst hatte – die beiden Milchtüten auf dem Boden hinter den Vordersitzen nicht umgeworfen hatte, und auch die Teile einer Polaroidkamera offensichtlich noch unbehelligt auf dem Rücksitz lagen.

Dennoch, man konnte nicht erwarten, dass irgendjemand in einem solchen Schockmoment einen präzisen Bericht darüber abgeben konnte, was passiert oder auch nicht passiert war, und keine dieser Unstimmigkeiten schien als solche schon ein unwiderlegbarer Beweis für eine kriminelle Absicht zu sein. Aber sie interessierten die Polizeidienststelle ebenso wie Gordon Millers augenscheinliche Bewusstlosigkeit zum Zeitpunkt des Unfalls und die Zeit, die es Lucille Miller gekostet hatte, Hilfe zu holen. Außerdem kam den Ermittlern etwas an Harold Lance' Haltung falsch vor, als er zum dritten Mal in die Banyan Street zurückkehrte und feststellte, dass die Untersuchung keineswegs abgeschlossen war. »Bei der Art, wie Lance sich verhalten hat«, sagte später der Staatsanwalt, »dachten sie, sie hätten vielleicht einen Nerv getroffen.«

Und so kam es, dass die Polizeidienststelle des San Bernardino County am Morgen des 8. Oktober, noch bevor der Arzt zu Lucille Miller gekommen war, um ihr eine Beruhigungsspritze zu geben, eine andere Version dessen zu rekonstruieren versuchte, was zwischen 00:30 Uhr und 1:50 Uhr passiert sein mochte. Die Hypothese, die sie schließlich präsentierten, basierte auf der etwas verworrenen Prämisse, dass Lucille Miller einen Plan verfolgt hatte, der gescheitert war: den Plan, das Auto auf der einsamen Straße anzuhalten, Benzin über ihren mutmaßlich unter Drogen stehenden Mann zu schütten und, mit einem Stock auf dem Gaspedal, behutsam den Volkswagen über die Böschung zu »führen«, wo er anderthalb Meter an der Böschungsmauer hinunter in den Zitronenhain stürzen und sehr wahrscheinlich explodieren würde. Falls das so passiert wäre, hätte Lucille Miller die drei Kilometer über die Carnelian Avenue zur Bella Vista irgendwie rechtzeitig bewältigen können, sodass sie zum Zeitpunkt der Feststellung des Unfalls zu Hause gewesen wäre. Dieser Plan ging laut Hypothese der Polizei schief, als das Auto nicht über die Anhöhe der Böschung kam. Da war Lucille Miller vermutlich in Panik geraten – etwa, nachdem sie den Motor zum dritten oder vierten Mal abgewürgt hatte, dort draußen auf

der dunklen Straße, mit dem bereits verschütteten Benzin und den anschlagenden Hunden und dem Wind und der unaussprechlichen Befürchtung, dass ein Paar Scheinwerfer plötzlich die Banyan Street erhellen und sie bloßstellen würden – und hatte selbst den Brand gelegt.

Obwohl diese Version einige Tatsachen erklärte – den niedrigen Gang, weil das Auto aus dem Stand gestartet worden war, das Standlicht, weil sie das, was getan werden musste, nicht ganz ohne Licht tun konnte, ein Hinterrad, das in wiederholten Versuchen, das Auto über die Böschung zu bringen, durchdrehte, die stehen gebliebenen Milchtüten, weil es keinen plötzlichen Halt gegeben hatte –, schien sie für sich genommen nicht mehr oder weniger glaubhaft als Lucille Millers eigene Geschichte. Darüber hinaus schienen einige der Beweise ihre Geschichte zu stützen: ein Nagel in einem Vorderrad, ein vier Kilogramm schwerer Stein, der im Auto gefunden wurde, mutmaßlich der, mit dem sie das Fenster eingeschlagen hatte beim Versuch, ihren Mann zu retten. Innerhalb weniger Tage hatte eine Autopsie ergeben, dass Gordon Miller am Leben gewesen war, als er verbrannte, was der Sache der Staatsanwaltschaft nicht gerade half, und dass er genug Phenobarbital und Butalbital im Blut hatte, um

einen Menschen in Schlaf zu versetzen, was der Fall gewesen war: Andererseits nahm Gordon Miller regelmäßig sowohl Phenobarbital als auch Fiorinal (ein gewöhnliches Kopfschmerzmittel, das Butalbital enthält) und war außerdem krankgeschrieben.

Die Anklage stand auf wackligen Füßen und um sie überhaupt aufrechtzuerhalten, musste die Staatsanwaltschaft ein Motiv finden. Es war von Unglück die Rede, von einem anderen Mann. Diese Art von Motiv war es, die sie im Laufe der nächsten Wochen nachweisen wollten. Sie wollten es in den Kontobüchern aufspüren und in Doppelentschädigungsklauseln und Motel-Anmeldungen, wollten herausfinden, was eine Frau antrieb, die an sämtliche Versprechen der Mittelschicht glaubte – eine Frau, die Vorsitzende der Herzstiftung war und immer eine preiswerte kleine Schneiderin kannte und dem trostlosen wilden Fundamentalismus der Prärie entkommen war, um das zu finden, was sie sich unter einem guten Leben vorstellte –, was eine solche Frau dazu treiben konnte, in einer Straße namens Bella Vista an ihrem neuen Panoramafenster zu sitzen, in die nüchterne kalifornische Sonne hinauszuschauen und zu überlegen, wie sie ihren Mann lebendig in einem Volkswagen verbrennen konnte. Sie fanden den gewünschten Haken näher, als sie es zuerst er-